

Die Villa Sträuli

Protokoll einer Ideenfindung, von Ruth und Roger Girod

November 1999, ein kühler, nebliger Spätherbsttag am Husemersee bei Ossingen: Von Weitem betrachtet könnten die vier in warme Winterjacken verpackten Menschen, die da auf dem verwaisten Badesteg sitzen und gestikulierend in ein angeregtes Gespräch vertieft sind, eine Gruppe von Ornithologen sein, eher noch Landschaftsschützer, die ein neues ökologisches Konzept für das Naturschutzgebiet ausbrüten. Ihr Blick schweift in die Ferne, die ausgreifenden Bewegungen ihre Hände und Arme deuten Visionen an, die allerdings weit über den Husemersee hinauszureichen scheinen. Auf dem mitgebrachten Laptop wird denn in der Tat auch ein Protokoll ganz andern Inhalts festgehalten: Die Husemerseekonferenz, wie sich die seit einigen Monaten regelmässig im Naturreservat zu Gesprächen treffende Gruppe nennt, hat soeben beschlossen, der Stiftung Sulzberg, Eigentümerin der Villa Sträuli an der Museumstrasse 60, zu beantragen, einen professionellen Projektleitungsauftrag zu vergeben. Ziel des Auftrags: das Studium der zukünftigen Nutzung dieses herrschaftlichen Anwesens am Stadtpark.

Fast hundert Jahre früher, man zählt das Jahr 1908, lässt Carl Sträuli-Haggenmacher, Sohn des Seifensieders und Gründers der nach ihm benannten Seifenfabrik, durch die Architekten Völki & Bridler für eine seiner Töchter, Carolina Maria Sträuli-Sträuli, das Haus an der Museumstrasse in neubarockem Stil errichten, in das sie ein paar Jahre später einziehen wird, zusammen mit ihrem Ehemann Dr. Hans Sträuli (1862 -1938), Nationalrat, Schwurgerichts- Obergerichts- und später Stadtpräsident, Enkel einer andern Linie des Urahns der für Aussenstehende in ihrer Verwandtschaft schwierig zu durchschauenden Seifendynastie. Die Familienchronik muss hier deshalb ein vorläufiges Ende haben, um die Details mögen sich die Genealogen kümmern. Wenn aber von Hans Sträuli, dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit Winterthurs im frühen zwanzigsten Jahrhundert die Rede ist, drängt sich eine kleine Anekdote über eine winterthurerische Eigenschaft auf. Eine Aktennotiz vom Januar 1911 aus dem Familienbesitz von Alt-Stadtpräsident Urs Widmer, dessen Familie seinerseits mit den Sträulis verschwägert ist, schildert die Bemühungen damaliger einflussreicher Exponenten des öffentlichen Lebens, den passionierten Oberrichter in einer politisch zerstrittenen Zeit zur Übernahme des Stadtpräsidentenamtes zu bewegen. Entgegen dem Rat seiner Freunde, seine erfolgreiche Juristenkarriere nicht dieser undankbaren Aufgabe zu opfern, nimmt Hans Sträuli, der seinen Richterberuf über alles liebt, die Kandidatur an. Sein ausschlaggebendes Argument: Pflicht und Verantwortung für das Wohl der Stadt. Diese heute eigentümlich altmodisch anmutende Treue zu seinen Winterthurer Wurzeln hatte ihn schon früher veranlasst, die Wahl zum Bundesrichter, später auch Kandidaturen in den Regierungsrat und sogar in den Bundesrat abzulehnen. Von ihm stammt aber auch der Satz, die Ehre und das Privileg, für die Allgemeinheit wirken zu dürfen, sei als Teil der Besoldung zu betrachten; ein Merksatz, den wir mutatis mutandis heute gerne auch einigen Führungspersönlichkeiten der Wirtschaft ins Stammbeziehungsweise ins Aktienbuch schreiben würden, aber das ist wieder eine andere Geschichte. Dieser kleine Exkurs für Nichteinheimische dient eigentlich nur dazu, verständlich zu machen, weshalb dann in der nächsten Generation sein Sohn Dr. iur. Hans Sträuli (1902 - 1986), seinerseits hochgeachteter Rechtsanwalt, Verfasser juristischer Standardwerke und sehr den Künsten zugetan, das von den Eltern übernommene Wohnhaus an der Museumstrasse nach seinem Tode - falls ihn seine Ehefrau nicht überleben sollte - testamentarisch einer noch zu gründenden Stiftung Sulzberg zuzuführen gedachte, deren Zweck es sein sollte, einen Beitrag zum kulturellen Leben der Stadt zu leisten. Ein weiterer Dienst also an Winterthur, in Fortsetzung einer Tradition, mit der bekanntlich die Familie Sträuli in dieser Stadt beileibe nicht allein dasteht.

Das Vermächtnis

Schwer lastet diese typisch winterthurerische Familientradition der Sträulis auf der Husemerseekonferenz, als Doris Sträuli-Keller, Pianistin, spätere Ehefrau und Alleinerbin des 1986 verstorbenen Hans Sträuli, Ende der neunziger Jahre beschliesst, die Idee ihres Gatten aufzugreifen und noch zu ihren Lebzeiten zu verwirklichen. Sie bringt die Villa an der Museumstrasse in die schon von Hans Sträuli geplante Stiftung ein und wartet ungeduldig darauf - sie ist damals bereits 86-jährig - dass vor ihren Augen aus ihrem Wohnhaus nun schon bald ein Kulturhaus entsteht. Kulturhaus? In gewissem Sinne war es das ja schon immer, ihre intimen Hauskonzerte an der Museumstrasse waren legendär, wenn auch nur Insidern bekannt, und ganze Generationen von Musikstudierenden fanden bei Doris Sträuli günstige Wohn- und Übungsmöglichkeiten. Die Erwartungen richten sich in erster Linie an uns, die wir uns als befreundetes Ehepaar im Stiftungsrat gleichsam als geistige Erben diesem Vermächtnis annehmen sollten.

Eine absurde Situation: Wer kennt sie nicht, all die von Visionen, von Konzepten oder auch bereits pfannenfertigen Projekten Getriebenen, die ihre ganze Energie, ihr ganzes Geld und ihr Herzblut in ein künstlerisches Projekt stecken, täglich am Rande des existenziellen Kollapses, ständig auf der Suche nach Gönnern, Sponsoren, unterstützenden Stiftungen und Mäzenen, nach geeigneten Örtlichkeiten, nach Arbeits-, Wohn- und Freiräumen. Und hier dies: Eine herrschaftliche Villa im Herzen der Stadt – Museen, Konzertsäle, Theater und Bibliothek, Coalmine und Casino, Altstadt und Stadtpark vor der Haustüre, dazu noch ein wenig Kleingeld für Umbau und Unterhalt in der Portokasse und weit und breit keine präzise Vorstellung, die über den diffusen Begriff des Kulturhauses, über die Ahnung, dass an diesem Ort dereinst künstlerisch gearbeitet, vielleicht auch wieder gewohnt werden könnte, hinausgegangen wäre. Wie der Herbstnebel über dem Husemersee kam uns die Zukunft der Villa vor, als wir auf dem Badesteg zum ersten Mal vom Wunschtraum der Stifterin erzählten, der unmissverständlich als Auftrag aufzufassen war. Die Husemerseekonferenz, zusammen mit Verena Wüthrich und Kathrin Barbara Zatti als engagierten Diskussionspartnerinnen, war sich bald einig, dass die Plauderei unter Freunden in der Natur nicht die Antwort auf die gestellten Fragen bringen konnte. So gingen denn die Diskussionen unter Kathrin Zattis fachkundiger Projektleitung schon bald an Bürotischen weiter, mit Agenda und Traktandenlisten, Zeit- und Finanzierungsplänen, mit Konzepten und Protokollen.

Das Spannungsfeld

Klar war von Anfang an, dass dieses Projekt keine Schnelllösung sein durfte. Zu gross scheint die Verantwortung, das kostbare Objekt an der Museumstrasse einer langfristig nachhaltigen Nutzung zuzuführen, zu gross auch die Bedenken, ohne weitsichtige Abklärungen den kurzlebigen Versuchungen des Zeitgeistes zu erliegen. Bereits erste architektonische Studien über künftige Nutzungsmöglichkeiten der von der Denkmalpflege inventarisierten Liegenschaft zeigen auf, wie sich in diesen Gemäuern die «Altlasten» bürgerlicher Wohnkultur mit ihren gediegenen Salons den anfänglich hochfliegenden Plänen zur Förderung zeitgenössischen Kunstschaffens in den Weg zu stellen scheinen. Streng blicken die Urahnen der Familie, Johannes und Emilie Sträuli-Brändli, verewigt auf einem Wandporträt über dem Kaminfeuer des Salons, der Projektgruppe an ihren Sitzungen in der Villa über die Schulter, und neidisch blicken ihrerseits deren Mitglieder durch den gegenüberliegenden Stadtpark aufs Sulzerareal hinüber, wo sich das Neue ohne Rücksichten auf Vergangenes in einem urbanen Umfeld ungestüm seine Bahn zu brechen scheint. Anstelle von leeren Fabrikhallen, die nur darauf warten, von neuem Leben erfüllt zu werden, hier die

abgeschossenen Seidentapeten, die verstaubten Bücherregale und der Steinwayflügel, dessen einstiger klanglicher Glanz unter den Jahren schon stark gelitten hat. All dies dämpft den anfänglichen Enthusiasmus, wäre da nicht die optimistische Sicht der Stifterin gewesen, die ihre unbekümmerte Offenheit allem Neuen gegenüber auch im hohen Alter bewahrt hat. Doris Sträuli stand nicht für das (vermeintlich) enge Winterthur, sie vertrat das weltoffene Zürich, wo ihre Mutter bei C.G.Jung das Handwerk der Psychoanalytikerin erlernt hatte, und für das internationale Genf, wo sie beim grossen Erneuerer der Musikpädagogik Jacques Dalcroze, das Rhythmikstudium absolviert und wo ihr Vater, der Pfarrer Adolf Keller, die erste ökumenische Bewegung der Schweiz ins Leben gerufen hatte.

In diesem Spannungsfeld zwischen bescheiden auftretender Winterthurer Bürgertradition und selbstbewusster Weltoffenheit bewegt sich denn auch in der folgenden Projektphase die Diskussion um die Zukunft der Villa. Der Gegensatz zwischen Bewahrung und Erneuerung prägt auch den Stiftungsrat, wo der Finanzfachmann Schönenberger, ein pensionierter Banker alter Schule, was zu seinen Zeiten noch Bankangestellter hiess, seine Hauptaufgabe - man ist heute versucht zu sagen eigenartigerweise – noch darin sieht, zum Wohle der ihm anvertrauten Kundschaft Risiken zu vermeiden und deshalb versucht, die Visionen der «Kulturfraktion» immer wieder in die (finanzielle) Realität zurückzuholen. Einer seiner Lieblingssätze in der Anlagepolitik – wir schreiben noch die Zeit vor dem Oktober 2001 – heisst denn auch: «Keine Swissair Aktien! Bei Fluggesellschaften hängt immer alles in der Luft». Ob diese Analyse von der Wirtschaftswissenschaft nach dem neusten Stand der Forschung erhärtet würde, bleibt zwar fraglich, die Stiftung ist ihm jedenfalls für diesen Anlageentscheid heute noch dankbar, auch wenn ironischerweise die nationale Airline kurz darauf zu ihrem Unglück ja gerade nicht in der Luft, sondern definitiv und im wörtlichen wie übertragenen Sinn am Boden war...

Die Visionen

Um der Last der Tradition zu entkommen, verfolgt die Projektgruppe bewusst auch unkonventionelle Denkansätze, so auch mit der Vergabe kleiner Studienaufträge zur Nutzung der Villa an ausgewählte Querdenkerinnen und Querdenker. Einige Ideen dieser Frühphase erscheinen rückblickend als interessante Entwürfe, deren Spektrum von professionell ausgereiften Studien über witzige und skurrile Geistesblitze bis zu realitätsfremden Phantasmen reicht. Eine kleine Auswahl aus der Ideensammlung mag dies illustrieren, unnötig war sie jedenfalls nicht, öffnete sie doch das Bewusstsein und schärfte den Blick fürs Wesentliche: Da gab es die «Stadtoase» als Haus der Stille in den Zeiten der Überaktivität, das Time-Out Haus für Künstlergruppen aller Sparten, für Tanz, Theater und Musik mit einem grossen unterirdischen Arbeits- und Aufführungssaal unter dem Park vor der Villa, ein Haus der Stimme in all ihren Aspekten (Chorarbeit, Singen, Sprache, Forschung und Dokumentation usw.), sogar die Idee der damals noch heimatlosen Winterthurer Jugendherberge geisterte in den Dokumentationen herum. Zum Nachdenken geeignet waren Anregungen wie die von Urs Heck, der sich in der Villa neben vielen andern bestechenden Ideen auch ein «Verlernstudio» hätte vorstellen können, ein Bildungsansatz mit besonderem Sprengpotenzial! Von ihm stammt auch die überraschende Erkenntnis, dass die Villa als Kulturhaus unnötig sei. Seine Fragestellung angesichts des reichen Kulturangebots von Winterthur, was denn in dieser Stadt noch fehle, beantwortete er kühn mit «Nichts!». Deshalb auch seine Schlussfolgerung: «Braucht es die Villa? Nein! Gerade deshalb ist sie ein Geschenk!» Deutlich wird jedoch im Verlauf der vielen Gespräche, die auch mit zahlreichen Exponenten der Winterthurer Kulturszene geführt wurden, dass die Gedanken immer wieder um drei zentrale Begriffe kreisten: das künstlerische Arbeiten, das Wohnen und der Salon als Herzstück einer Begegnungskultur.

Die Entscheidung

Frühjahr 2000: Das Projekt stagniert. Die Stifterin zieht in den Konradhof um und die Stiftung sammelt wichtige Erfahrungen mit der Vermietung des Hauses an eine kunterbunte Schar von Zwischennutzerinnen und -nutzern. Wie vertragen sich eine stundenlang übende Sopranistin, ein unterrichtender Jazzler und ein Klezmerworkshop im Salon mit einem Maler und einer Therapeutin im Obergeschoss, mit den am Computer arbeitenden Hausbewohnern in der Dachwohnung und mit der Nachbarschaft? Doch zwei Jahre später kommt Bewegung in die Sache. Kontakte der Projektleiterin zur Zürcher Hochschule Winterthur ZHW führen zu einer Zusammenarbeit mit zwei Absolventinnen des Nachdiplomkurses Kulturmanagement. Die Idee von Anna Wohnlich und Marion Meili, ihre gemeinsame Diplomarbeit anhand der Villa an der Museumstrasse zur Frage «Braucht Winterthur ein Literaturhaus?» zu erarbeiten, wird zwar von der Projektgruppe begrüsst, für die direkte Entscheidungsfindung jedoch - da in der Zielsetzung zu eng - als nicht relevant betrachtet. Dieser Lösungsansatz hat denn auch nur ein kurzes Leben: Die beiden engagierten Studentinnen laden eine hochkarätige Expertengruppe aus dem Winterthurer Literaturbetrieb zu einem Hearing in die Villa ein, und da ereignet sich etwas Merkwürdiges: Ganze zehn Minuten brauchten die in den Salon geladenen Gäste, um die Frage nach dem Bedürfnis eines Literaturhauses abzuschmettern, um sich anschliessend umso ausgiebiger und interessierter der Frage zu widmen, was denn sinnvollerweise anstelle des geschmähten Literaturhauses an diesem Ort realisiert werden könnte. Angeregt vom besonderen Ambiente des Hauses stellen sie sich vor, wie inspirierend es doch sein könnte, in einer solchen Atmosphäre zu wohnen und zu arbeiten, wie gross das Bedürfnis von Künstlerinnen und Künstlern nach geeigneten Ateliers für Arbeitsaufenthalte sei und wie gut es der Kulturstadt Winterthur anstünde, den einseitigen internationalen Kulturaustausch – die Entsendung unserer Künstlerinnen und Künstler in Ateliers nach Kairo, Berlin, New York und anderswo – durch die Einladung Kulturschaffender, nicht zuletzt auch aus weniger privilegierten Regionen dieser Welt, zu bereichern: «Artists-in-Residence» ist geboren. Ende 2002, nach Abschluss der Diplomarbeit zum neuen Thema, darf die Stifterin noch erfahren, wohin sich das Schicksal der Villa wenden und wie sich ihre und Hans Sträulis Idee einer kulturellen Stiftung verwirklichen sollte. Im Januar 2003 stirbt die Stifterin neunzigjährig im Konradhof.

War das nun alles? War das Ergebnis dieser langen Entscheidungssuche nicht etwas gar ernüchternd, geradezu banal? Hätte man dies nicht alles schon von Anfang an wissen können? Gertrude Stein, die bahnbrechende, radikale Erneuerin der Literatur der Moderne hätte vor hundert Jahren in ihrem eigenen berühmten Salon an der Rue de Fleuries in Paris wahrscheinlich mitwissend gelächelt: Eine Villa ist eine Villa ist eine Villa, ein Salon ist ein Salon ist ein Salon. Diese Erkenntnis setzt schliesslich Energien frei, gelassener an das anvertraute - anfänglich als belastend empfundene - historische Erbe heranzugehen: mit Respekt gegenüber einer Winterthurer Bürgertradition und mit einer Vision, welche die Erneuerung weniger in den äusseren Formen als in der inneren Haltung sucht: Gut eingerichtete, den heutigen Erfordernissen entsprechende Ateliers als Brückenschlag in eine Welt, die mehr denn je der gegenseitigen Verständigung bedarf, und ein traditioneller Kultursalon als Geschenk an die Stadt - im Geist einer neuen Zeit.

Eine neue Institution braucht einen neuen Namen! Braucht sie das? Jedenfalls ist das die in Stein gemeisselte Meinung aller Marketingfachleute landauf, landab. Wochenlang trägt deshalb die Projektgruppe an die hundert Namensvorschläge zusammen: Résidence, Die Bleibe, VillArte, Villà! La Bohème, Villa à Jour, Die Mitte, Villa im Park, Brennpunkt, Fauteuil, Palais d'Art, Zwischenakt, Fokus, Opus, Villa Winterbunt, Villa Postab und was des Unsinnns mehr ist, wenn die Abende länger

und die Gläser leerer werden. Seltsame Parallele zur inhaltlichen Ideensuche: Keine drei Minuten braucht die Projektgruppe an ihrer entscheidenden Sitzung, um sich über den einzig richtigen Namen einig zu werden: Villa Sträuli. Wie sagte doch Gertrude Stein?

Der Rest ist schnell erzählt. 2004: Kontakte mit Artists-in-Residence Schweiz, der Dachorganisation der Atelierhäuser hierzulande, mit Pro Helvetia werden geknüpft. Das Architekturbüro Ernst Zollinger erarbeitet Bauprojekt und Baueingabe, begleitet Umbau und Renovation, Yvonne Schlatter nimmt sich der Innengestaltung an, Tim Landheer betreut den grafischen Auftritt, Oliver Krähenbühl das Webdesign. 2005 stösst die designierte Leiterin der Villa Sträuli, Annelise Schmid Weissert, später unterstützt von einem Team im Sekretariat, Bistro und Unterhalt, dazu. Eine Veranstaltungskommission plant die ersten Anlässe im Kultursalon, die aus externen Fachpersonen zusammengesetzte Kommission aller Kunstsparten begutachtet die eingegangenen Bewerbungen für die Ateliaraufenthalte. Im April 2006 bezieht Hamdy Reda, Fotokünstler aus Kairo, als erster Artist-in-Residence sein Atelier, im Mai öffnet die Villa Sträuli, Kultursalon und Artists-in-Residence Winterthur, so nun der vollständige Name, ihre Türen der Öffentlichkeit und nimmt offiziell den Betrieb im Kultursalon, im Bistro und in den Ateliers auf. Ende Juli kehrt Hamdy Reda, nach seinem ersten Auslandsaufenthalt in seinem Leben überhaupt, mit schwerem Gepäck nach Kairo zurück. Er hat sich nicht nur mit ein paar Dingen eingedeckt, die er dort nicht so leicht finden kann, er nimmt auch ein grosses Stück neuer Lebens- und Welterfahrung mit nach Hause - die Villa Sträuli, Winterthur und viele der hier lebenden Menschen sind ihm ans Herz gewachsen. Er hinterlässt aber ein ebenso grosses Geschenk in der Villa, nicht nur in Form von spannenden künstlerischen Arbeiten: Wie Hamdy Reda werden auch alle ihm in den Ateliers der Villa nachfolgenden Künstlerinnen und Künstler in Winterthur Spuren ihrer eigenen Welt hinterlassen, und - da sind wir uns des Einverständnisses des Stifterpaars Sträuli ganz sicher - ein Mosaiksteinchen zu gegenseitigem Respekt und Verständnis in einer Welt beisteuern, die mehr denn je auf solche gelebte Erfahrungen angewiesen sein wird.

September 2006, sieben Jahre später wieder am Husemersee: Ein farbenprächtiger, milder Spätsommertag lädt zu einem letzten Bad im noch lauen Moorwasser: Der Nebel hat sich gelichtet.

Ruth und Roger Girod
Winterthurer Jahrbuch 2007